



Steven Bloom, **Mendel Kabakov und das Jahr des Affen**. Aus dem amerikanischen Englisch von Silvia Morawetz. Wallstein Verlag, Göttingen 2019. 200 Seiten, 20 Euro

## Geschichte und kein Ende

### Sonias Vermächtnis

Von Bernadette Conrad

Alle anderen gehen über die Straße, als die Ampel im dichten New Yorker Verkehr auf Grün schaltet, nur eine junge Frau mit weißem Stock bleibt stehen. Der Moment, in dem der Geschichtsstudent Mendel der blinden Sonia Hilfe anbietet, verändert sein Leben. Der Ich-Erzähler Mendel Kabakov, Professor für amerikanische Geschichte in New York, blickt als alter Mann auf sein Leben zurück und bemerkt, dass ihn neben Sonia eigentlich nur die historische Analyse interessiert hat. Im Jahr 1968, in dem der Roman spielt, hat nicht nur die Bürgerrechtsbewegung Mendels Familie in unversöhnliche politische Lager zerrissen: Sohn Sammy ist ein begeisterter Anhänger Israels und empfindet Eltern und Schwester Eva als »säkulare Juden der schlimmsten Sorte«, die sich nicht um das Schicksal des jüdischen Volkes scheren. Als aber Sammys Sohn Aaron vom College verschwindet, um sich möglicherweise aus jungem Idealismus in Vietnam verheizen zu lassen, bittet Sammy seinen alten Vater Mendel, Aaron nach Hause zu holen.

Die Figuren scheinen mitunter vor allem Diskussionspartner bei jenen großen politischen Erörterungen zu sein, die den Roman durchziehen und die Bloom, der lange in Heidelberg amerikanische Landeskunde unterrichtete, selbst umtreiben. In seinen Büchern – allesamt zwar auf Englisch geschrieben, aber nicht im englischsprachigen Raum erschienen – wird politische Analyse großgeschrieben, politische Korrektheit hingegen provokativ klein: Schwarze sind bei Bloom »Neger«. Aber der Erzähler schaut selbstkritisch auf seine allzu obsessive Intellektualität, denn es sind genau die damit verbundenen sozialen und emotionalen »Lücken«, durch die dann doch genug Romanhandlung schimmert.

Was mit Sonia begann, scheint nach ihrem Tod mit ihr zu enden: »Die Sinne, die ich als Kind abgeschaltet hatte, waren teilweise mein ganzes Leben lang abgeschaltet geblieben. Von Sonia hatte ich gelernt, Musik zu hören, Blumen zu riechen und die Nahrung, die ich zu mir nahm, wirklich zu schmecken.« Was bleibt, ist die Erinnerung daran, was Sonia getan hätte: Es ist nun Mendel, der seiner Tochter über die Wange streicht, als sie weint. ■■■■



Pauline Delabroy-Allard, **Es ist Sarah**. Aus dem Französischen von Sina de Malafosse. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 2019. 180 Seiten, 22 Euro

## Zwei Frauen

### Eine beglückende, destruktive Liebe

Von Carola Ebeling

Dieses schmale Romandebüt ist eine einzige Beschwörung, die Beschwörung einer obsessiven Liebe: Sarah, Mitte dreißig, fällt ein in das Leben der namenlosen Ich-Erzählerin, einer Lehrerin und Mutter einer kleinen Tochter, die nach der Trennung von ihrem Mann nicht mehr viel erwartet. Beide verlieben sich erstmals in eine Frau und werden von der Intensität ihrer Empfindungen überwältigt. Schon bald kann sich die Erzählerin ein Leben ohne Sarah nicht mehr vorstellen: »Sie ist immer in meinen Gedanken. Sie verfolgt mich, nackt, hinreißend, ein Gespenst, das meine Adern, mein Geschlecht zum Pochen bringt. Sie ist eine Offenbarung [...]. Nicht bei ihr zu sein wird sinnlos nach der ersten Nacht.«

Schon in diesen Worten ist eine Ambivalenz zu erahnen: Die Beziehung in ihrer Rasanz, ihrem Taumeln zwischen wenig Alltag und vielen Reisen der erfolgreichen Violinistin droht die Liebenden zu verzehren. Warum genau Sarah immer wieder Streit sucht, Trennungen androht, sogar gewalttätig wird, bleibt offen – es ist so und essenziell für die erzählte Liebesgeschichte, die nur so ihre Dynamik und radikale Subjektivität entfalten kann.

*Es ist Sarah* bedeutet programmatisch: Alles andere verliert an Bedeutung, selbst die Tochter. Es gibt keine anderen Figuren außer den beiden Frauen und nur die rückblickende Perspektive der am Ende von Sarah verlassenen Erzählerin. Dieser nicht abreißen, atemlose Strom von Gedanken, Gefühlen, Erinnerungen, ein Fließen, dem etwas Hypnotisierendes zu eigen ist, zieht die LeserInnen in den Text hinein. Wie die sinnliche Sprache die Details der Wahrnehmung zu fassen sucht: Sehen, Hören, Riechen, Berühren – die andere, ihren Körper, aber auch die Welt überhaupt, die in der so beglückenden wie destruktiven Liebe viele Facetten zeigt. Um sich am Ende sehr zu verengen und zu verfinstern.

Die 1988 geborene Autorin schaffte es mit ihrem Debüt in die zweite Runde des Prix Goncourt, einige verglichen sie mit Françoise Sagan oder gar Marguerite Duras. Das ist dann aber doch zu hoch gegriffen, weil sich ein wenig Ermüdung einstellt angesichts des gleichbleibenden Grundtons und wegen manch abgegriffener sprachlicher Wendung. Aber man darf auf mehr gespannt sein. ■■■■